Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1910-1911)

Buchbesprechung: Neue Bücher
Autor: Wiegand, Carl Friedrich

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

NEUE BÜCHER

Die Rastlosigkeit unserer Tage ist ein Verderben für das Schrifttum. Der Verleger will einen neuen Namen im Vordergrund des Interesses halten. Der schnell berühmte Autor fürchtet vergessen zu werden. Folglich muss möglichst jedes Jahr ein neues Werk auf den Markt. Wann lebte je ein Dichter, der soeben ein gesättigtes episches Werk hinausgegeben, und alsbald wieder den seelischen Vorrat, die geistige Fülle, die künstlerische Konzentration besäße, an eine neue Arbeit zu gehen, die der kaum abgeschlossenen auch nur annähernd gleichkäme?

Rudolf Hans Bartsch[1]), dessen Roman *„Zwölf aus der Steiermark"* allgemeine Anerkennung fand, erreichte mit dem Buche *„Die Haindlkinder"* schon nicht ganz das vorausgegangene Werk. Mit seinem neuesten Roman *„Elisabeth Kött"* ist er bei dem Unterhaltungsroman gelandet. Es ist geradezu erstaunlich, wie schnell das künstlerische Gewissen abstirbt, wie leicht die literarische Selbstachtung bei unseren zeitgenössischen Autoren schwindet, wenn der klingende Erfolg und die Dutzend-Anerkennung sich einstellt. Auch dieser Roman des Österreichers zeigt an vielen Stellen die Hand eines wirklichen Künstlers. Auch in diesem Buche ist die glänzende Diktion, eine bestrickende Erzählerkunst, ein Farben- und sprachlicher Bilderreichtum, die den Leser mitreißen. Das Leben der „Kött", ihr Anfang, Aufstieg, Ruhm, ihr Altwerden, krampfhaftes Irren, Kämpfen, Suchen und Sterben, kurz der Sternaufgang der schönen, großen Schauspielerin und der allmähliche im Licht verblutende Sonnenabschied bietet allerdings mehr als einmal Gelegenheit, der Rastlosigkeit dieses Lebens den Geschwindschritt der Erzählung anzubequemen. Das verführt aber den Autor, die Ereignisse zu geben ohne Muße, Vertiefung und Liebe; Wechsel, Farbe, grelle Lichter! Nicht die Gegenstände mit allen Ecken und allen Rundungen, dagegen den Geist der Dinge, ihre Lichtspiele! Auch in diesem Werke steckt ein kultureller Mensch, auch dieses Werk steht hoch über der Alltäglichkeit; aber es ist ein — Unterhaltungsroman. Dafür sollte Rudolf Hans Bartsch sich zu gut sein!

In demselben Verlage präsentiert *Otto Ernst* sieben humoristische Plaudereien[2]). Der Humor, auch wenn er, wie in diesem Buche, in erster Linie um seiner selbst willen da ist, scheint bei den deutschen epischen Dichtern ein rarer Artikel geworden zu sein. Schon wegen der Heilkraft des Gelächters, wegen der Klugheit des Lachens, wegen der Erfahrungsfülle des Lächelns muss man dieses Buch des wohlgenährten Hamburgers empfehlen. Hier wälzt *Otto Ernst* keine großen Romanprobleme, die einen sentimentalen Christbaum in der Philisterhütte aufpflanzen, hier kommt er als gütiger, bescheidener, lieber Mensch. Hier ist Sonne und Heiterkeit. In diesen Plaudereien ist Geist, Schönheit und warme Menschlichkeit. Neben *Rudolf Presber* ist keiner in Deutschland, der gegenwärtig so etwas schreiben kann. Diese Plaudereien sind künstlerisch gerundet, geschliffen. Sie sehen aus, als wären sie mühelos gemacht. Das ist ihr besonderer Vorzug.

Auch *Rosegger* verlegt bei *Staackmann*[3]). Ich muss sagen, dass das

---

[1]) *Rudolf Hans Bartsch*, Elisabeth Kött, Roman. Leipzig. Verlag L. Staackmann 1909.

[2]) *Otto Ernst*, Vom grüngoldenen Baum, Humoristische Plaudereien. Leipzig. Verlag von L. Staackmann 1910.

[3]) *Peter Rosegger*, „Lasset uns von Liebe reden", Letzte Geschichten. Leipzig. Verlag von L. Staackmann 1910.

neue Buch „Lasset uns von Liebe reden“ eine höchst mäßige Leistung ist. Der christliche Titel ist eine kleine Verschmitztheit; denn Rosegger weiß in den Geschichten recht kräftige Bauernspässe zu erzählen, die er am Schlusse dann krampfhaft umbiegt, damit die Anekdote gerade noch zum Titel passt. Von künstlerischen Motiven kann man bei diesen zweieinhalb Dutzend Skizzen überhaupt nicht reden. Geschichten, wie der „Verhängnisvolle Vorfall“, gehören in die Fünfundzwanzig-Heller-Literatur. Der Erzählerton und die Rhythmik des Erzählten, die geschickte Ausbreitung des Dargestellten ist das beste an diesem Buche, weil Rosegger es erzählt; ein Unbekannter würde keine drei Dutzend dieses Buches auf dem Buchmarkte los.

Anselma Heine hat in ihrer weichen Art eine schöne Frauengeschichte geschrieben. Sie heißt *„Eine Peri“*[1]) und ist bei Fleischel & Co. erschienen. Der Fortschritt der einfachen sanften Geschichte, die eine besondere Art Frauen-Nervensystem entblößt, ist ein gefasster und ruhiger. Es ist nichts Gewaltsames, nichts Gemachtes, Sprunghaftes in diesem Buch, das von einer Sängerin erzählt, die eigentlich keine Sängerin ist, von einer Mutter, die keine Mutter ist, von einer Geliebten-Vielgeliebten, die eigentlich auch keine Geliebte ist oder nicht mehr ist. Es ist der Vorzug dieser Geschichte, dass die kapriziöse, ein wenig verführerische, schön verblühende, etwas müde Frau vollständig lebensähnlich, wahr und körperlich erscheint. Man spürt fast das Aroma, das von diesem Frauenkörper ausgeht, den Duft der Kleider, des Haares, des gelebten Lebens!

Dagny heißt sie, eine Peri, die aus dem Paradies verjagt ist, weil sie ewig ein Paradies erhoffte, eine Mutter, die einem ungeliebten Manne die Kinder überlassen musste und keine größere Sehnsucht kennt, als mit ihren Kindern das Leben beschließen zu können. Als ihr der Wunsch endlich in Erfüllung geht, entfremdet sie sich die Herzen der Kinder, weil ihre Müdigkeit, ihre Schwäche, ihr Hang zu dem alten Leben keine innere Umkehr, keine Erneuerung ihres Menschen, kein ethisches Kraftgefühl, keinen Entschluss in ihr aufkommen lässt. Die Tochter wendet sich in ihrer Reinheit von ihr ab, der Sohn, der leidenschaftlich die noch jung aussehende Mutter liebt, wird zum Mitwisser eines heiklen Vorfalls, der ihn auf ewig die Mutter fliehen heißt.

Wilhelm Schussen[2]) ist ein neuer Name. Ich las ihn zum erstenmal, als bei *Salzer* in *Heilbronn* das Dichterbuch „Sieben Schwaben“ erschien. Nun hat er einen Gymnasiallehrer-Roman erscheinen lassen. Es ist kein Roman, sondern eine etwas ausgesponnene Novelle. Der Roman verlangt typische Werte, Lebensbreite, allgemeine Kultur- und Zeitfarbe, sozusagen im Taschenspiegel eines Handwerkers das ganze Weltbild. Schussen weiß es selbst, dass sein Buch ein Stück Tendenz giebt. Damit erreicht er den Zusammenhang mit dem Leben. Auch die größte Kunst muss einen Einschlag Tendenz haben, wenn der Dichter nicht für die Mondbewohner schreiben will. Man muss sich nur darüber einigen, was künstlerische Tendenz ist und was nicht. Bei der tendenziösen Mache wird allermeistens der Lebenswahrheit in der menschlichen Gestaltung Abbruch getan. Wir haben ja eine ganze Anzahl Milieu-Darstellungen aus dem Gymnasialbetrieb die ein Gymnasium wie eine Irrenanstalt erscheinen lassen.

---

[1]) *Anselma Heine,* Eine Peri, Roman. 1909.

[2]) *Wilhelm Schussen,* Gildegarn. Bei Eugen Salzer, Heilbronn 1910.

Ich erinnere hier an den „Probekandidaten“ Max Dreyers, der, selbst ein ehemaliger Realschullehrer, ein Lehrerkollegium darstellte, das sich aus gemeinen Strebern, Gesinnungslumpen und kriecherischen Schurken zusammensetzte.

Wer wirken will, muss zwar übertreiben. Misstände darzustellen, ist aber im letzten Grund Aufgabe der Tagespresse, der Brochüre. Ein Kunstwerk hat dagegen seine eigenen innern Gesetze, die die subjektive Meinung des Autors notwendig hinter das Bild verweisen.

Wilhelm Schussen hütete sich seinen Einzelfall unkünstlerisch aufzubauschen, gab aber seiner Geschichte den Stachel, der zur Besinnnung und zum Aufschauen anreizt. Das beste an diesem Werke ist die *Einführung* in die Geschichte. Hier erweist der Autor ein Geschick, eine Einfachheit, eine Beschränkung, die zu guten Hoffnungen berechtigt. Seine Gymnasiallehrer sind so gegeben, wie sie sind, es sind Menschen, die ihre Schwächen haben, Menschen, die deshalb kalt sind, weil die einen lau, langweilig, bequem, die anderen voller Vorurteile, Standesinteressen, Neigungen und persönlichen Liebhabereien und Gleichgültigkeit sind. So baut er die Tragik des talentvollen, seinen Idealen lebenden *Dr. Weizsäcker* auf, der schließlich dem Hasse seines streberischen Direktors zum Opfer fällt. Schwach in der Schicksalsführung des Helden ist die Schwäche Dr. Weizsäckers selbst, der, zwar ein kranker Mann, viel zu schnell *geistig* unterliegt. In dem Augenblick, in dem sein ideeller Widersacher, *Professor Mühlich*, Direktor wird, ist der junge Doktor eigentlich ein erledigter Mann.

ZÜRICH CARL FRIEDRICH WIEGAND

□□□

NOVITÄTEN AUS DEM KONZERTSAAL

(OPER UND KONZERT III)

Wie zahlreich die öffentlichen musikalischen Veranstaltungen in unserer Stadt auch sein mögen, ihren Programmen eignet im ganzen ein stark konservativer Zug. Gewiss, das wertvolle Neue sprosst nur vereinzelt unter der Fülle der Tagesproduktion und vor dem Experimentieren mit neuen Namen hält oft begründete Vorsicht zurück. Immerhin gibt es zu denken, dass man die Novitäten einer Folge von über zwanzig Konzerten in den Rahmen *einer* knappen Betrachtung zusammenfassen kann.

Einer interessanten Ausgrabung sei der erste Platz gewährt. Der Gesangverein Zürich unter Paul Hindermann nahm sich einer Kantate des Thüringer Komponisten *Georg Böhm* (1661—1733) mit gutem Gelingen an. Das Werk besteht aus vier Arien, denen zwei Streicherritornelle als Ruhepunkte und zwei breit ausgeführte Chöre als Eckpfeiler dienen. Durch die konsequente Vertonung derselben Textphrase „mein Freund ist mein und ich bin sein“ in den Chören und allen vier Solostimmen entsteht ja wohl eine starke Monotonie, aber der Chorsatz ist durchweg so ausgezeichnet gefügt, die Diktion in den Solonummern — namentlich in den oft rezitativische Freiheit anstrebenden Arien für Sopran und Tenor — von so anmutiger Naivetät, dazu findet sich in den Ritornellen so viel warme Empfindung, dass man dieses Werk des vorbachischen Meisters beim ersten Anhören trotz seiner Weitschweifigkeiten lieb gewinnen muss.